

(Nachdruck verboten.)

61

## Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

### 5. Kapitel.

Rosina Buchberger, die verwitwete Kaltnerin von Inzemoos, war aber ein schiefes (häßliches) Frauenzimmer, so viel sich abschäken ließ. Denn genau konnte man ihr Gesicht nicht erkennen, weil die rechte Hälfte übermäßig angeschwollen war, und weil sie gegen ihr heftiges Wehtun ein wollenes Tuch um den Kopf gewickelt hatte. Der Schormayer sah nicht viel mehr als ihre spitze, etwas angerötete Nase und zwei streiflichtige Augen und das Maul, das nur durch die Zahngeschwulst etwas behaglicher in die Breite gegangen war. Daß sie in ihren argen Schmerzen noch bissige Worte hatte und so gar nicht zu Wehmut und Milde gestimmt war, ließ auf eine schreckhafte Säure in ihrem Wesen schließen; und was ein Mann ist, der achtundzwanzig Jahre lang die frauenzimmerlichen Eigenschaften in der christlichen Ehe hat ausblühen sehen, der kennt sich aus.

Nach der ersten Viertelstunde wußte der Schormayer, daß er eine schlechte Fuhr hätte, wenn er sich die Kaltnerin einspannen würde; aber diese Erkenntnis machte ihn nicht traurig, sondern er wurde dazu aufgelegt, den Tretter und die Zimmerin und die ihm zugedachte Person zu foppen und auf aller Kosten einen ordentlichen Spaß zu haben. Daß sie nach der kürzesten Zeit ihre Heimlichkeiten miteinander und gegen ihn hatten, merkte er gut, weil seine Augen durch keine Wünsche geschwächt waren; und er beschloß, sie mit Freundschaft zu hintergehen.

Zuerst war er mit dem Zimmer und dem Viehhändler im Stall gewesen und hatte jedes Stück geprüft und abgeschätzt, und der Tretter hatte sich viele Mühe gegeben, ihm eine alte Kuh anzupreisen. Da wurden alle Fehler zu Vorzügen, und was noch so offensichtlich war, wurde abgeleugnet; und gefiel dem Schormayer die hintere Partie nicht, dann lobte der Tretter die vordere, und hatte der Schormayer vorne was auszusagen, dann tätschelte der Tretter die Kuh hinten voller Bewunderung.

Aber so oft er auch in die Hand spuckte und sie zu einem treuherzigen und richtigen Abschluß des Handels hinstreckte, der Schormayer schlug nicht ein, sondern beutelte den Kopf wie einer, der Fliegen abwehrt.

Wie sie hernach mit den Zimmerischen in der Stube saßen und ein Weibsbild mit eingebundenem Gesichte recht zufällig bei der halbgeöffneten Türe hereinschaute und gleich wieder zurückfuhr, schrie ihm der Tretter nach, es solle nur hereinkommen und sich zu ihnen setzen.

Und da ließ es sich überreden und setzte sich an die Kante der Bank und war also diese Rosina Buchberger.

„So, du bist da Schormoos vo Kollbach?“ sagte die Zimmerin. „G'hört hon i schon an öfte'n vo dir, aba bekannt bist du mi nix g'wen.“

„Wia 's halt geht; mi siecht si zwar und kennt si net.“

„Daß dei Bäurin an Hirsgicht (den Herbst) g'schtor'm is, han i wohl vanumma. Sie is vo Arnbach g'wen, gel?“

„Ja, von Gruaba z' Arnbach is sie g'wen.“

„Aha, gel ja? Was hot ihr nacha g'feit, daß sie schter'm hat müass'n?“

„A da Lungl.“

„Siehst as do, a da Lungl! Da laßt si nimma viel richt'n, bal oans da it den recht'n G'und hot. Wia alt is sie g'wen?“

„Fufzgi waar f' auf Nachtmeß wor'n.“

„Dös waar freili no koan Alter! Da brauchst si 's no gor it!“

Die Zimmerin schüttelte bedauernd den Kopf, und dann deutete sie mit dem Daumen auf das verhüllte Weibsbild, das mit untergeschlagenen Armen nebendraußen hocte.

„Ihrer Mo hot aa so fruah weg müass'n; is no koane bierz'gi g'wen.“

„So?“ sagte der Schormayer und drehte den Kopf nach der Kaltnerin zu. „Is sie Wittiberin?“

„Echo bald seit a'r an Johr.“

„Was hot nacha eahm g'feit?“

„Z' tot g'suffa hot er si,“ gab jetzt die Kaltnerin zur Antwort, und ihre Stimme klang trotz der Geschwulst und dem Zahnbunde noch scharf genug.

„Dös is eahm jetzt aa v'zie'ha,“ meinte die Zimmerin gutmütig.

„Ja — vazie'hal!“ machte die Witwe und schnupfte unwillig auf.

„Ueber an Tot'n soll ma guat red'n,“ mischte sich der Tretter ein; „aba was wahr is, derf ma sag'n. Bal sie it g'wen waar, hätt' da Kaltner 'n Hof it lang g'habt; der hot naß g'suattert, so lang i 'n kennt hab, und de lezt Zeit is er aus 'n Hausch nimma'r außi kemma, aba sie hat 's Sach z'jammig'halt'n, und g'rad lobenswert. Dös muoß wahr sei.“

„Hat 's scho braucht!“ sagte die Witwe bitter und feindselig und zog das Gesicht hinter den Bund zurück, daß man nur mehr die Nasenspitze sah. Sie nahm auch keinen Anteil mehr am Gespräch, das über Viehstand und Haushaltung einen bedächtigen Gang nahm.

Als daß der Schormayer einmal auf die Seite gehen wollte und die Stube verließ.

Wie er zurückkam, merkte er wohl, daß sie einen geschwinden und eifrigen Diskurs über ihn gehabt hatten.

Dem Tretter steckte noch ein angefangener Satz im Maul, den er mit einem Husten in der Mitte abbrach und mit einem Schluck Zwetschgensch'naps hinunterspülte; die Witwe aber war zum Tisch herangerückt und streifte den Eintretenden mit flinken Augen.

Der patzte in die Hände und sagte: „So, Tretter, jetzt müass'n mir ins wieda auf 'n Weg macha!“

„Ja, was waar denn it dö!“ wehrte die Bäuerin eifrig ab, und der Zimmer meinte, das ginge doch gar nicht, daß der Schormayer nicht auch ein Stück Geselechtes probiere, und der Tretter weigerte sich, und die Witwe sagte so liebenswürdig, als es ihre Natur erlaubte:

„Du werst nix basamma, wann's d' no bleibst.“

„Aha!“ dachte der Schormayer. „Aha!“

„No vo mir aus,“ sagte er; „bleib i halt no a wengl, denn des soll is wahr, daß dahoam neamd auf mi wart.“

„Goscht koane Kinda?“ fragte die Zimmerin.

„Zwee; aba de san scho lang aus da Schul; 's Madl möcht heireth'n, und da Bua möcht regier'n.“

„So, de san scho so groß?“

„Ja; schier über 'n Kopf ars g'wach'n.“

„Goscht Badruß damit?“

„Na, sell it. Aha g'fren'n ko 's mi aa it, daß i übageb'n muoß.“

„Dös brauchst d' ja it, bal's d' it mogst,“ sagte die Witwe.

„Freili ko mi neamd zwinga dazua, aba woagt a scho, wia 's is. A lediga Mensch bedeut it viel auf an Hof. Da g'hört a Bäurin eina; es is amal net anderst.“

„Na stellst da halt oani ei?“

„Jan?“

„A Bäur'in stellst da'r ei, na bist wieda aufg'richt.“

Die Kaltnerin war recht lebendig geworden und probierte es mit einem freundlichem Lachen, aber der geschwollene Waden gab ihm einen schmerzhaften Zug.

„No mal heireth'n moanst?“

„Wos denn! Du brauchst no it vazag'n, und bist no bei die best'n Jahr.“

„Dös nämli sag i aa,“ schrie der Tretter lärmend und schob dem Schormayer ein gefülltes Schnapsglas hin. „Da, trink amal, daß d' a Schneid kriagst!“

„Danke scho; auf 's Wohlzill!“

„Sollst d' scho leb'n aa! Herrgottsjagerament, wann oana so bei 'n Zeug is wia du, und red't von Uebageb'n!“

„Ja, mei Liaba, an Fufzga g'spür i guat!“

„Schang' an Erkl Naja'pa ol!“ sagte die Zimmerin. „Der is nah bei sedzgi g'wen, wia'r a de Gleiznerin g'heireth hot; und jet is sie scho mit 'n dritt'n Kind in da Hoffnung.“

„Geh?“

„Freili. Gel, dös muoß aa sag'n?“ fragte sie ihren Mann.

Und der Zimmer nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Is scho wahr; an Erkl de sei bringt jetzt dös dritt.“

„Na waar 's ja no gar it so weit g'feit!“ lachte der Schormayer.

„Durchaus it,“ bestätigte die Dimmerin. „Aba was is denn, mögt's net a bissel was 'z' ess'n? A G'selcht's (Geräucherter) mit an Kraut hätt' i.“

„Thua 's no her!“ lärmte der Tretter; und weil auch der Schormayer nicht ablehnte, ging die Bäuerin in die Küche. Die Kaltnerin rückte noch um eines näher und schien mit der Zeit eine umgängliche und gesprächsame Person werden zu wollen.

„'s schäd', daß d' a G'schwar host,“ sagte der Tretter zu ihr.

„Warum?“

„Weil ma it siecht, wia's d' ausschaugst. Si is sinst it so unsauber!“ versicherte er dem Schormayer, der freundlich nickte.

„Mir feit (fehlt) sinst gar nix,“ sagte die Kaltnerin eifrig, „und 's Krankhei is mir eppas Fremd's, und z'weg'n dem Bähnweh schauget i gar it um, wann i an Arbet hätt', aba weil i nix z' thoa hab', bleib i halt in da Stub'n.“

„Bist da auf da Bist?“ fragte der Schormayer.

„Ja und na, wia ma 's nimmt. I hodet mi it her bloß zu'n Hoamgart'n, aba i bin in Raff mit 'n Apenhofer von da, und jez is mir ganz passet, daß i bei 'n Dimmer untasteh so.“

„So, du willst was kassa? 's dös na a größer's Sach'?“

„Eppas über vierz'g La'wert.“

„Alloa werst na wohl it furt hauf'n woll'n?“

„N... ja.“

„Dös leid'n mi gar it, daß du Wittiberin bleibst,“ sagte der Tretter. „Gel, Dimmer, dös gibt's it?“

„Besser waar g'schafft, wann 'i an Beistander hätt.“

„Was na für oan?“ greinte die Kaltnerin. „Bielleicht wieda so oan, der all's vasauf, was i derarbet?“

„Deh! Es werd scho anderne aa no geb'n! Paß no auf, was da'r i für oan auftreib!“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Volksseele des Zapfen Jos.

Von Rudolf Greinz.

(Schluß.)

Der Oberlehrer war innerlich entzückt über die Urwüchsigkeit des Alten. Das schien nun wirklich ein geeignetes Studienobjekt für ihn zu sein. Nun taute der Alte doch etwas auf.

„Ja, Sie haben es allerdings viel schöner hier oben auf den Bergen als wir armen Leute in den Städten!“ sagte der Oberlehrer diplomatisch.

„Arm! Mächt' wissen, wo dö arm sein, dö Tuifl, dö faulen!“ fuhr nun der Zapfen Jos ganz springgiftig in die Höhe. „Sausen tuan's und freffen und Geld haben's g'nua und arbeiten tuan's nix!“ ereiferte er sich. „I mag gar nimmer in die Predigt giah'n, weil i mi z' viel gift!“

„Ach so. Der Herr Pfarrer erzählt Ihnen wohl all das schlechte Zeug von den Städtern.“

„Joa. Und sehen tua i mir aa grad' g'nua. Wenn unsere Burschen vom Militär kommen. Die reinsten Haderlumpen sein's.“

„Sie sind ja ein richtiger Verggpolitiker!“ sagte der Oberlehrer lächelnd.

„Was bin i?“ frug der Zapfen Jos empört. Er verstand das Wort offenbar nicht.

„Ich meine, ein Mann mit gesunden Ansichten!“ verbesserte sich Dr. Bunting schnell.

„Ach so. Joa, sell (das) wohl!“ nickte der Zapfen Jos befriedigt. Dann starrte er eine Weile nachdenklich vor sich hin. Auch der Fremde rebete kein Wort.

„Des verstaht's wohl nit viel von der Bauerschaft?“ fragte der Jos nach einer Weile mitleidig.

„Nein. Aber ich interessiere mich sehr dafür. Und besonders für die Bauern.“

„Jah wohl!“ sagte der Jos geschmeichelt.

„Ich wollte mal ein bißchen hören, was Sie über die Welt denken!“ steuerte der Oberlehrer nun direkt auf sein Ziel los.

„I? Nit viel!“ sagte der Jos. „Es is nit sobiel was Aares. Echinden und radern muoß man sie und Steuern zahlen, damit dö hearrischen Tuifl 's feinste Leben haben!“

Der Oberlehrer sah ein, daß er sich auf diese Weise wohl schwerlich mit dem Alten verständigen würde. Er wollte ja doch eigentlich ergründen, wie es mit dem Seelenleben eines echten Naturmenschen bestellt sei.

„Sagen Sie mal, was haben Sie da eigentlich für Gefühle bei Ihrer Arbeit?“ fragte er.

„I?“ sagte der Jos verwundert und hielt einen Augenblick mit dem Kauschen inne. „Roane!“ erklärte er bestimmt,

„Keine?“ Der Oberlehrer glaubte, daß der Alte ihn mißverstanden habe. „Ja. Hm. Sehen Sie. Ich meine, wenn Sie nun so bei der Arbeit sind und sagen wir zum Beispiel die Saat ausstreuen, haben Sie da nicht ein eigenes Glücksgefühl, daß ein jedes dieser Körner, das Sie dem Erdboden anvertrauen, gedeiht und Früchte trägt? Erfüllt Sie das nicht mit einem Gefühl des Stolzes, der Dankbarkeit, des...“

„Na!“ erklärte der Zapfen Jos energisch und sah den Fremden halb besuhtig, halb mitleidig an. „Naal! Fluachen tua i, daß es grad' so hiltbert (widerhallt), über dö Hennen, dö malefizischen, und dö Mäus' und dö Bögel, dö mir's ganze Getroad stehlen, dö Satra, dö verdammt!“

Der Oberlehrer hatte sich jetzt in sein Lieblingssthemata hineingeredet und war völlig bei der Sache. „So. Hm!“ machte er nachdenklich. „Ja. Und Ihre Seele empfindet die gar nichts dabei?“

„Mei' Seel'?“ Der Jos brach in ein dröhnendes Gelächter aus, daß die Kleinen Fensterscheiben der Stube klirrten. „I hab' toa Seel'!“

Nun wurde der Oberlehrer doch ein wenig aus seiner Fassung gebracht. „Wie? Sie haben keine Seele? Sie sind doch ein rechtgläubiger Katholik und glauben doch an die Unsterblichkeit Ihrer Seele?“

„Joa!“ gab der Jos zu. „In der Kirch'n schon. Aber im Stall und auf'm Feld, da hab' i toa Zeit dozua!“

Dr. Bunting überlegte eine Weile. Der Zapfen Jos, der seinen Gast für unbedingt geistesgestört hielt, machte jetzt ein ganz heiteres Gesicht und schien sich vorzüglich zu unterhalten.

„Und angefihts der Natur, der Berge, was haben Sie da für ein Gefühl?“ forschte der Oberlehrer weiter.

„I? Roans!“

„So. Hm. Aber zum Beispiel, wenn Sie in den Stall gehen und Ihren Tieren Futter geben, was für Gedanken haben Sie dabei?“

„I? Roane. Fluachen tua i und einthauen tua i auf dö Satra, wenn's mi derzürnen!“

„Hm.“ Der Oberlehrer schüttelte mißbilligend sein Denkerhaupt. „Ja. Und wenn so ein Tierchen auf die Welt kommt. Sagen wir ein junges Huhn —“

„Um die Hennen bekümmert' i mi überhaupt nit. Das is den Weiberleuten ihr' Sach'!“ erklärte der Zapfen Jos mit Würde.

„Also sagen wir ein Kalb oder ein Schweinchen?“

„Joa. Bei die Kälber und bei die Fäden bin i alleweil dabei. Dös is eppas (etwas) anders!“ gab der Jos zu.

„Nicht wahr?“ jagte der Oberlehrer erfreut darüber, daß er nun endlich einen Weg gefunden hatte, auf dem er näheren Einblick in das Seelenleben des Zapfen Jos gewinnen konnte. „Da haben Sie doch Ihre Vorstellungen dabei. Gedanken über —“

„Freilich!“ bestätigte der Jos und zog wie eine Dampfmaschine aus seiner Pfeife. Dem Oberlehrer wurde es schon beinahe übel von dem vielen Rauch. „Mit dö Kälber und Fäden hab' i a Freud'. Da kopf' (denke) i mir aus, wie viel so a Stud wert sein kunnt' und ob die Preis' bis auf'n nächsten Viechmarkt in die Höh' giah'n.“

„Was?“ rief nun der Oberlehrer ehrlich empört. „Während das arme Muttertier Qualen und Schmergen aussteht, rechnen Sie? Ja, haben Sie denn gar kein Herz, kein Mitgefühl für das Tier?“

„Naal!“ sagte der Jos ganz ruhig. „Zu was denn? Die Viecher sein ja zu dem da!“

Der Oberlehrer sah ein, daß er und der Zapfen Jos sich auch in diesem Punkte niemals würden verständigen können. Eine Weile saßen die beiden stumm nebeneinander auf der Ofenbank. Der Jos qualmte in aller Seelenruhe und Behaglichkeit aus seiner Pfeife. Und der Oberlehrer dachte darüber nach, wie er dem Seelenleben des alten Bauern doch noch auf den Grund kommen könne.

Ein Seelenleben mußte doch jeder Mensch haben. Und erst gar ein Mensch, der noch von keiner Kultur verdorben war. Bei einem solchen mußte die Seele ja viel reiner und klarer hervortreten, das Gefühl, wo es vorhanden war, tiefer und inniger sein wie beim Kulturmenschen.

„Sie haben einen Sohn? Ist das Ihr einziges Kind?“ brach der Oberlehrer das längere Stillschweigen.

„Na. Viere hab' i g'habt. Sein alle g'storben bis auf'n Leng. Und's Weib is aa schon g'storben!“ berichtete der Jos.

„Armer Mann! Da haben Sie wohl Ihren Teil mitgemacht!“

„Joa!“ meinte der Jos. „Es is viel z'sammkommen in demselbigen Langes (Frühjahr) vor zwanzig Jahr'. 's Weib krank und g'storben. Die Lahn (Muhr) is abergangen und hat mir a Stud Feld vertragen. Zwoa Kälber sein mir frepiert. Es hätt' nit viel g'schit, wär' die Stolza, die beste Kuah im Stall, aa na hin worden.“

„Und zum zweitenmal haben Sie nicht mehr geheiratet?“ erkundigte sich der Oberlehrer teilnahmsvoll.

„Na. I hab' in oanmal g'nua g'habt. Es is sobiel a zwidars Raffselheit (altes, zänkisches Weib) g'wesen. Jah führt mir die Schwesiter die Wiartschaft schon viele Jahr'.“

„So. Hm. Ja. Wenn nun aber Ihr Sohn heiratet, das wünschen Sie wohl sehnlichst?“

„Was?“ Der Zapfen Jos war in die Höhe gesprungen von

lauter Jörn. „Untersta'h'n soll er sie, der Joch, der verdammte!“  
 schrie er empört. „Bauer bin i dal Verstanden! Und übergeben  
 wird nit! Könn't mir einfallen! Wir haben Schulden g'nua  
 auf'm Hof und freiten uns kaum durch! No a Kutt (Schar) Frazen  
 erhalten und si no mehr schinden und plagen! Dös gibt's nit!  
 Dös erlaub' i nit, so lang i leb'! Verstanden?“

„So beruhigen Sie sich doch nur!“ bat ihn der Oberlehrer  
 ganz ängstlich. Der Jös erhob sich nach und nach von seinem  
 Jörn und setzte sich wieder auf die Ofenbank.

„Sagen Sie mal,“ — fing Dr. Bünting aufs neue an —  
 „wenn nun ein guter Freund oder Anverwandter stirbt, was machen  
 Sie da?“

„I? I geh' abi auf Esch's zum Begräbnis und nachher zum  
 Unterwirt zur Beherung (Leichenschmaus)!“

„Ja — und Ihre Seele? Haben Sie denn keinen Seelen-  
 schmerz?“ fragte der Oberlehrer innerlich empört. „Empfinden  
 Sie denn gar nichts?“

„Naal!“ sagte der Papfen Jös grob.

„Aber heute zum Beispiel muß Ihnen doch anders zumute  
 sein wie an einem gewöhnlichen Tag. So gewissermaßen feierlich.“

„Naal!“ erklärte der Jös.

„Wir haben doch morgen Oster Sonntag. Das Fest der Auf-  
 erstehung in unserem Glauben und in der Natur. Da müssen Sie  
 doch wenigstens ein erhebendes Gefühl haben!“

„Naal!“ erwiderte der Jös.

„Aber Sie müssen doch noch irgend einen Sinn für die Feier-  
 tage des Jahres haben, die Sie über den Alltag emporheben!“

„Dö verfligten Feiertag' kann i überhaupt nit leiden und  
 Ostern schon gar nit. Weil foa Arbeit g'schieht im Haus. Jaz hat  
 man grad' auf'm Feld g'tuan. Und da kommen oan' dö damischen  
 Feiertag' alleweil dazwischen!“

„Sie sind aber wirklich ein roher Mensch!“ entfuhr es jetzt dem  
 Oberlehrer in ehrlicher Empörung.

„Was bin i?“ fragte der Jös mit einem gewissen unheimlich  
 bissigen Ausdruck im Ton.

„Ein roher Mensch! Kein Gefühl, kein Herz, keine Seele!“  
 rief der Oberlehrer.

„Dös werd' i Dir g'rad auf die Nasen aufbinden, was i mir  
 denk'! Du Tolm (Dummer Kerl), Du narreter!“ schrie der Jös  
 nun seinerseits erobst. „Zu was stratschelst mi denn aus? Bist  
 verrudt oder b'soffen?“

„Na, erlauben Sie!“ stellte sich der Oberlehrer in Positur.

„Meinst, i rauf mit Dir? Du bist mir viel g' löh (schwach,  
 minderwertig), Du Loderle!“ meinte der Papfen Jös verächtlich.  
 „Sonst hätt' i di längst schon beim Kragen g'nommen und bei  
 der Stub'n aufsig' feuert!“

„Ja, was für einen Ton erlauben Sie sich denn?“

„Du kommst mir böllig vor wie a Spion vom Steu'ramt, weil  
 d' gar alles wissen hast wollen!“ sagte der Papfen Jös mißtrauisch.

„Ich wollte, ich wäre vom Steu'ramt!“ erklärte der Oberlehrer  
 empört. „Ich würde Sie noch ganz gehörig besteuern!“

„Was tatest?“ Der Papfen Jös näherte sich schier unheimlich  
 dem Fremden.

„Steuern müßten Sie zahlen für Ihre seelische Noheit! Eine  
 eigene neue Noheitssteuer würde ich einführen!“

„Neue Steuern tatest einführen, weil wir no g'wenig haben!  
 O du Heerrntuisch, du höllischer, du verfluchter! Hab' i mir do  
 glei denkt, daß hinter der Ausstratschlerei was dahinter stedt!“  
 Den Jös packte schon wieder sein Jörn. Wenn er vom Steu-  
 eramt was hörte, da war er überhaupt nie gut zu sprechen. „Jaz  
 schauft aber glei, daß d' aufstimmst oder i schmeiß' di auf, daß  
 du di den ganzen Berg abi überlugelst! I will dir schon die neuen  
 Steuern geben, dir! Fragt oan um's Seelenheil aus wia a Pfarrer  
 und nachher tät' si's lei um a neue Steu'r handeln!“

„Sie verstehen mich nicht!“ wollte der Oberlehrer einlenken.

„O, i versteah di quat, du linker Schächer du!“ schrie der  
 Papfen Jös wütend. „Was sie um's Steu'ramt handelt, döb ver-  
 steah' i alles! Aufsi, sag' i, beim Joch, du Finanzerspiel! Da,  
 drum bist grad' zu die Osterfeiertag' auferkommen, weil d' woast,  
 daß wir um dö Zeit an neuen Schnaps brennen! Und da möchtest  
 mi gern anzeigen, wenn i epper nit a jed's Kadese richtig ver-  
 steu'r! I kenn' mi schon aus mit dir! Du wärst a b'sonders  
 feiner mit deiner Seel!“

Der Oberlehrer mochte es nun endlich einsehen, daß es keine  
 weiteren geistigen und seelischen Berührungspunkte zwischen ihm  
 und dem Papfen Jös gab. Und zu körperlichen Berührungen  
 wollte er es denn doch nicht kommen lassen. Da hätte er dem  
 Papfen Jös gegenüber sehr wahrscheinlich den kürzeren gezogen.

Er hatte auch gerade den richtigen Moment gewählt, die Stube  
 zu verlassen. Denn hätte er noch länger gezögert, dann würde  
 ihn der Jös sicher hinausgeworfen haben.

Nach geraume Zeit, als Dr. Bünting den steilen Berg wieder  
 hinunterstieg, hörte er den Jös hinter sich drein schimpfen.

Er kam in keineswegs rofiger Stimmung bei seinen Wirt-  
 leuten drunten an. Die Lust zu weiteren Studien über das  
 Seelenleben der Tiroler Bauern war ihm vorläufig bergangen.

Nach am selben Tage verließ er zur großen Erleichterung  
 seiner Wirtseute das kleine Dörfchen und beschloß, für heuer  
 seine Osterreise auf kultivierte Gegenden zu beschränken.

Vielleicht kommt er nächstes Jahr wieder und versucht sein  
 Glück in einer anderen Gegend. Es sind ja nicht alle Bauern so  
 grobe Klackeln wie der Papfen Jös.

In den Verdacht, daß er mit Steueramt oder Finanz in irgend-  
 welchen Beziehungen stehe, darf aber der Herr Oberlehrer nirgends  
 kommen. Denn in diesem Punkte versteht das Seelenleben der  
 Bauern keinen Spaß. Da fängt die Volksseele gleich zu tochen an.

## Die Große Berliner Kunst- ausstellung.

I.

Da es zwecklos ist, mit jedem Jahre wiederkehrend eine Klage  
 über die Unbegrenztheit, die äußere und noch mehr die innere, der  
 Noabiter Ausstellungen anzustimmen, fügen wir uns dem Schicksal  
 und nehmen das, was es in dem Glaspalast zu sehen gibt, als  
 Symptom des gegenwärtigen Kunstbetriebes. Was da an Bildern  
 hängt und an Figuren steht, gefällt dem Publikum; damit ist das  
 Daseinsrecht solcher Produktionen gerechtfertigt. Das Publikum will  
 sich ein wenig vergnügen; es möchte Landschaften sehen, heitere,  
 ammutige Gegenden, trohige Felsen, brausendes Meer; es möchte  
 Bildnisse anschauen, interessante Männertöpfe, liebenswerte Frauen;  
 es möchte von Zeit zu Zeit ein geschmackvolles Stilleben vorgelegt  
 bekommen, um dann wieder irgend eine laute Szene aus dem Leben  
 oder aus dem Mysterium der Vergangenheit genießen zu können.  
 Geographisches, Naturwissenschaftliches, Historisches, Psychologisches,  
 ein wenig Romantik, ein wenig Lyrik und dann und wann ein  
 Drama, so hat es das Publikum gern. Dagegen läßt sich nichts  
 einwenden und nichts tun; auch beim Bildermalen und Figuren-  
 ausschauen wird die Produktion durch den Willen des Konsumenten  
 bestimmt. Gewiß, die Kunst, wie sie über die Jahrhunderte lebendig  
 bleibt, Michelangelo, Rembrandt, van Gogh, fragt den Teufel nach  
 solchem ökonomischen Gesetz; auch sie untersteht ihm, ohne Zweifel,  
 dennoch ist das Wesentliche ihres Seins und Bleibens zeitlos. Aber  
 wir sprechen hier ja nicht von Kunst solcher Art; wir spazieren durch  
 den Noabiter Glaspalast, sind artigen Gemütes, sind Publikum und  
 haben ein wenig Lust an der Produktion der Maler und Bildhauer.  
 Es ist ganz falsch, von dem Maler und dem Bildhauer zu verlangen,  
 daß sie zugleich Künstler seien; es ist aber auch töricht, über ein  
 Bild oder eine Plastik das Urteil zu sprechen, weil da höchsten  
 Sinnes kein Kunstwerk ist. Sind doch auch die meisten Romane,  
 die wir lesen, die meisten Musikstücke, die wir hören, keine Kunst-  
 werke; sie reichen aber gerade hin, dem anspruchslosen Menschen,  
 vielleicht selbst dem betöhlten, ein angenehmer Zeitvertreib zu sein.  
 Es hat seine Berechtigung, daß man zuweilen in den Kinstopp geht.  
 Es kommt nur darauf an, daß man sich dessen bewußt bleibt, ob man  
 sich just ein wenig vergnügt, ob man im Heiligum der Kunst steht.  
 Dieser Abgrenzungen darf man nicht vergessen; es wäre unwürdig,  
 wollte ich nicht sagen, daß eine Stunde im Kaiser-Friedrich-Museum  
 oder im Aquarium unendlich wertvoller ist, als ein ganzer Tag im  
 Noabiter Glaspalast. Es wäre aber fanatisch, wollte ich nicht hin-  
 zufügen, daß sich ganz gut und ganz amüsiertlich in der Großen  
 Berliner ein Nachmittag verbringen läßt.

Das Niveau steigt. Während der letzten fünf Jahre haben die  
 Maler viel zugerhnt, sie haben sich des falschen Pathos entwöhnt,  
 sind reblich und nüchtern geworden. Der Impressionismus wurde  
 ihrer aller Lehrmeister. Es gibt heute kaum einen Maler, der nicht  
 durch Monet oder Pissarro, durch Munch oder Liebermann, durch  
 Hodler oder van Gogh beeinflusst wäre. Es liegen sich mit Leichtig-  
 keit die Beispiele häufen von Leuten, die noch vor kurzer Zeit blind  
 waren und hölzerne Finger hatten, und die heute einigermaßen zu  
 sehen und darzustellen vermögen. Der Impressionismus öffnete  
 ihnen die Augen und machte ihnen die Hände geschmeidig. Wie  
 leicht wäre es, Linien zu ziehen von Courbet über Leibl und  
 Trübner zu einer ganzen Schar der Heutigen; wie vielen  
 wurde Liebig, wie vielen Corinth ein Mittler; wo  
 gibt es einen Straßenmaler, bei dem wir nicht an  
 Pissarro oder an Sisley dächten, wie oft müssen wir  
 sagen: siehe da, ein kleiner Daumier, ein geschickter Schüler des  
 Bazanne, eine nette Mischung aus Goya und Meunier. Ach ja, was  
 wären diese deutschen Maler der Gegenwart ohne den französischen  
 Impressionismus. Doch, das soll uns jetzt wenig kümmern; wir  
 sind zufrieden, durch die Beweglichkeit dieser Augen und Hände wirk-  
 lich etwas vom Lebenstemperament der modernen Zeit zu spüren,  
 wir sind es doppelt, weil solcher Vortrag zugleich mit einigem Ge-  
 schmack geschieht. Das ist das zweite: unsere Maler und Bildhauer  
 sind geschmackvoller geworden. Das geschah nicht nur darum, weil  
 sie der Natur näher kamen; sie wurden durch die Absichten und Er-  
 folge des modernen Kunstgewerbes beeinflusst. So etwas hat  
 es schon früher gegeben; die Maler des Rokoko, auch die  
 um Terborch und Vermeer haben ohne Zweifel von dem  
 profitiert, was damals die Architekten und die Dekorateurs der  
 Innenräume machten. Das hat sich nun wiederholt. Man malt,  
 man kann es kaum anders, milde Farben, und wenn die Töne schon  
 kräftig angeschlagen werden, achtet man darauf, daß sie musikalisch  
 zusammenklingen. Es wirkt in den Bildern, auch in den Figuren  
 der Heutigen, selbst in denen der Vielen und Vielzubelien, ein ge-  
 wisser, erträglicher Grad kultureller Erziehung. Diese Zunahme an  
 Bildung und guten Manieren hilft wesentlich dazu, das Niveau  
 unserer Maler und Bildhauer als ein gehobenes, durchaus erträg-  
 liches, beinahe sympathisches, erscheinen zu lassen. Wobei man  
 nur nicht vergessen darf: daß die Kunst dort anhebt, wo das Niveau  
 aufhört.

Wohlgemut beim Eingang, in den Räumen, die nebeneinander liegend die Längsachse des Glaspalastes andeuten, hängen Kollektionen der Berliner. Ganz links Alfred Mohrbutter; eigenartige, auf jähliche Melodie gestimmte Stilleben, farbig überstäubt wie Schmetterlingsflügel. Am besten: ein Alter vor einigen Porzellanen und Gläsern; gelbblauer Effekt. Daneben Hans Dooschen, ein breit und saucig gewordener Knäus. Episoden, eine „Eingeschlafene Näherin“ oder „Im Atelier“ oder „Vor der Kirche“ mit fließendem Pinsel hingeschmissen. Nur: es steckt hinter solcher Leichtflüchtigkeit kein Formen Sinn und wenig Notwendigkeit. Er kann auch anders. Das beweisen die großen Temperabilder, die für das Stadthaus in Nordhausen bestimmt sind; darauf ist alles akademisch durchgezeichnet und zahn ausgetuscht. Ein wenig Stimmung, Mitfühlen, ist schon in diesen Historien, aber die Komposition läßt viel zu wünschen. Es ist peinlich zu sehen, wie das mittelste Bild in fünf einzelne Teile zerfällt: von links nach rechts: die Reissigen und Neugierigen, dann der Priester und sein Gefolge unter dem Kirchenportal, dann Otto I. und Mathilde, dann der rotbemantelte Priester und seine Umgebung, dann die gepanzerten Reiter. Solch eine Addition ist kein Bild, selbst wenn die Details ganz ansehbar sind. Es folgt Kahser-Gieberg; er macht Stimmungslandschaft, Sturm, Nebel. Ohne den französischen Impressionismus undenkbar; aber auseinanderfließend, wattig, unbestimmt. Da ist Mag Uth wesentlich besser. Früher malte er herb und schwer, Regenabende in dunklen Dörfern. Heute ist er ganz leicht, beinahe bunt und immer in Bewegung. Er setzt die Farbe in kleinen Tupfen; er will uns glauben machen, daß die Blätter schwingen und die Sonne rieselt. Solchen Absichten verwandt ist Friedrich Wurger. Auch er hat sich gewandelt, auch er vertauschte einen schwerflüssigen Naturalismus mit einem grazios interessierten Spiel. Er malt Bildnisse; doch gibt er mehr ein farbiges Ornament als exakte Wirklichkeit. Er scheint von Lenbach gekommen und durch Kodler gegangen zu sein. Gegen ihn gehalten wirkt Klein-Chevallier beinahe robust und trotz der scheinbaren Pravour ungeschickt. Das donnernde Blau, in das er die Fischer und die Röhne, das Meer und den Strand eintaucht, klebt auf der Leinwand und läßt kein Leben, keine Stimmung sich entfalten. Da weiß Hoening in seinen kleinen Formaten unendlich mehr Pulsschlag einzufangen; er malt das heutige Berlin, die Straßen und Strahlen, vollgestopft vom Verkehr, verhangen vom Staub und Dunst. Ueber allem liegt ein violetter Schleier; solche Manier, die bei Pissarro Natur war, hilft in der Tat einiges, das Gewirr zusammenzufassen. Ein tüchtiger Zeichner ist Eichhorst; er zeichnet sozusagen absichtslos, während er mit dem Pinsel die Farben aufträgt. Man dürfte an Holbein denken; freilich nur solange, als der Qualitätsunterschied einem bemerkt bleibt. Dem Grade nach ist Eichhorst soviel wie ein Chargenspieler auf dem Theater, einer, der Charakterfiguren darstellt: einen alten Bauern, der auf dem letzten Loche pfeift und hüpfelt und mit den Händen zittert. Genau die Umkehrung solcher Präzisionstechnik ist Schulte im Hofe; ein Bildnismaler, der durch seinen Mangel an Kraft immer geschmackvoll bleibt. Seltsame Wandlungen hat Otto S. Engel durchgemacht; einst (und auch heute noch) malte er edig und korrekt, hart im Umriß und schwer in der Farbe, die hageren, starkknöchigen Frauen. Heute ließ er sich durch die weiche Anmut Ludwig von Hofmanns und die große Form Liebermanns verführen. Doch hat ihm solche Kreuzung nur gut. Den Abschluß dieses Querschnittes bildet eine Wand mit Bildern vom alten Meyerheim. Dargestellt ist die Lebensgeschichte einer Lokomotive und ähnliche Gigantomachie aus Vorsicht Reich. Das geschah reichlich langweilig; aber, da diese naturalistischen Dekorationen schon in den sebziger Jahren entstanden, kann man sie immerhin als eine Illustration jener Zeit betrachten. Wenn man sich indes erinnert, daß damals schon Menzel seine besten Werke geschaffen hatte, spürt man wieder heftig den Unterschied zwischen dem Niveau des Pinselgeschicks und den ungreifbaren Höhen der Kunst.

Robert Dreuer.

## Kleines feuilleton.

### Aus der Vorzeit.

Aus der Urgeschichte der Schrift. Wann und wie der Mensch zuerst darauf verfiel, für das gesprochene Wort bestimmte Zeichen zu erfinden und dadurch eine Schrift zu begründen, wird wohl für immer im Dunkel der Vergangenheit verhüllt bleiben. Nur so viel läßt sich wenigstens vermuten, daß die älteste Schrift eine Bilderschrift nach der Art der Hieroglyphen gewesen sein dürfte, so daß auch der Urmensch gewissermaßen mit dem Anschauungsunterricht begonnen hätte. Auf die Begründung dieser Annahme gehen auch die Untersuchungen aus, die Dr. Courtie zunächst in den berühmten südfrensischen Höhlen ange stellt und dann an den Resten der Urbewohner anderer Gegenden verfolgt hat. Dieser Forscher bezeichnet es wenigstens als möglich, daß die hohen Gemälde des vorgeschichtlichen Menschen, die sich in den erwähnten Höhlen gefunden haben, nicht nur der Befriedigung der ersten künstlerischen Liebe, sondern auch dem Ausdruck von Worten und Vorbildungen gebiet haben. Es läßt sich aber kaum annehmen, daß die Schrift an einem Ort der Erde gefunden sei, und sich von dort aus über die Menschheit verbreitet habe. Viel-

mehr dürfte sich diese Entwicklung an mehreren Stellen selbständig vollzogen haben, und zwar stets in der gleichen Folge, indem man von der Bilderschrift zu Symbolen, dann zur Bezeichnung einzelner Silben und schließlich zur Feststellung von Buchstaben gelangte. Als ein Beweis dafür wird zunächst Mexiko und Südamerika angeführt.

Als die Spanier unter Cortez nach Mexiko gekommen waren und bald jesuitische Missionare nachfolgten, bedienten sich diese für ihren Unterricht im christlichen Glauben noch bildlicher Zeichen. Dennoch hatten die damaligen Bewohner von Mexiko, die Azteken, die erste Stufe der Fortbildung schon überschritten, denn auf den berühmten Denkmälern der Halbinsel Yucatan finden sich Schriftzeichen, die ohne Zweifel weit älter sind, und ebenso ist eine solche Urschrift in Peru entdeckt worden. Bisher ist ihre Entzifferung noch nicht gelungen, ebensowenig wie die Deutung der Bilder an den Höhlenwänden in Südrankreich, aber Dr. Courtie hält diese Aufgabe für nicht unlösbar. Am bekanntesten und am längsten richtig gedeutet sind die Hieroglyphen der alten Ägypter, aber auch in Chaldäa und im alten China bestand eine ähnliche Bilderschrift. Noch jetzt läßt sich an einigen der weniger verwickelten chinesischen Schriftzeichen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Form des bezeichneten Gegenstandes erkennen. Daß der vorgeschichtliche Mensch sich schon mehr gewohnheitsmäßig mit der Herstellung einer Schrift beschäftigt haben könnte, hat Courtie schon vor zehn Jahren an dem Fund gewisser Steinwerkzeuge nachzuweisen gesucht, die nach ihrer Form und Beschaffenheit wohl zum Eingraben der Zeichen auf Steinen gedient haben könnten. Schließlich besteht dem Sinn nach auch kaum ein Unterschied zwischen einem Wortzeichen, das einen Pfeil bedeutet, und dem Bilde eines solchen, und es erscheint fast selbstverständlich, daß eine solche Bilderschrift sich überall anfänglich entwickelt hat. Reste derartiger Urkunden sind ziemlich reichlich vorhanden und in verschiedenen Erdgegenden gefunden worden, so in Wales und in Irland, in der Schweiz und Italien, auf der Insel Kreta, in verschiedenen Teilen des Orients und auch in Nordafrika.

### Psychologisches.

Tierpsychologie. Die „Klugen“ Elberfelder Pferde haben das Interesse weiterer Kreise für das Seelenleben der Tiere erweckt und allgemein hat man gefragt: wie stellt sich die Wissenschaft zu diesen Problemen? In der deutschen Literatur fehlt es so gut wie ganz an umfassenden einwandfreien Darstellungen der Tierpsychologie, und es ist deshalb nur lebhaft zu begrüßen, daß Rose Theing die von der Pariser Akademie preisgekürnte Schrift des Psychologen Georges Bohn „Die neue Tierpsychologie“ verdeutsch hat. (Verlag Veit u. Co. Leipzig 1912. 183 Seiten. Preis 3 Mark.) Der Verfasser verwirft alle Theorien, die einen besonderen Sinn und Zweck oder eine bestimmte Absicht „der Natur“ in dem Bau und Leben des Tieres annehmen, und sucht mit rein kausalen Erklärungen auszukommen. Ein besonderer Abschnitt ist dem Versuch gewidmet, auch die Darwinsche Selektionstheorie auszuschalten, die ja auch sonst schon von naturwissenschaftlicher Seite kritisiert worden ist. Bei der experimentellen Analyse der Lebensstätigkeiten der niederen Tiere führt der Verfasser jede tierische Reaktion unmittelbar auf physikalisch-chemische Vorgänge zurück. Die psychischen Vorgänge bei den Wirbeltieren lassen sich restlos durch Assoziationen erklären, die schon bei Gliedertieren auftreten. Das interessanteste und wertvollste Kapitel des Buches ist das über die Analyse der Instinkte. An dem Sichtstellen, dem Restauffinden, Nahrungfinden, der Maskierung (Mimikry) und den sogenannten „sozialen“ Instinkten weist Bohn auf Grund genauester Beobachtungen nach, daß nie mals eine ererbte Gewohnheit schlechthin sich durchzieht, sondern daß egoistische Bedürfnisse und individuelle Erfahrungen der Tiere die Hauptrolle bei Instinkt-handlungen spielen. Vögel z. B. bauen nicht unter allen Umständen das ihnen charakteristische Nest; in der Gefangenschaft sichten sie es anders, auch wenn ihnen das nötige Material zur Verfügung steht. Junge Vögel, die niemals den Gesang ihrer Artgenossen gehört haben, ahmen leicht die Stimmen anderer Vögel nach ohne den eigenen Sang je ertönen zu lassen. Die Rückkehr ins Nest geschieht nur auf Grund eigener erlernter Ortskenntnis („Orientierungsflüge“ bei den Bienen). Das „soziale“ Leben der Ameisen ist von mehreren Forschern auf das zufällige Zusammen treffen individueller Handlungen zurückgeführt worden. Werden doch auch Pflanzen und Tiere infolge günstiger Lebensbedingungen zu Gemeinschaften zusammengeführt! Für den Vienen „staat“ hält der Verfasser die bisherige Analyse der Tätigkeiten zu einer solchen Erklärung noch nicht für ausreichend.

Der Wert des Buches liegt vor allem in der systematischen Zusammenstellung der tierpsychologischen Forschungen bis zum Jahre 1909 und in dem Versuch einheitlicher Erklärung. Gegen die prinzipielle Stellung wäre mancherlei zu sagen (so sind nach Bohn Empfindungen keine Bewußtseinserscheinungen, sondern nur „gewisse“ Nervenprozesse). Allein die Sammlung des Materials und die rücksichtslose Verlämpfung der phantastischen Schwärmereien auf diesem Gebiet war ein Verdienst. Sprache und Stil sind von erfreulicher Klarheit. Die ersten Abschnitte bieten für den Laien einige Schwierigkeiten durch zahlreiche Fremdworte. Die theoretischen Erläuterungen knüpfen aber immer an Experimente an, die das Verständnis erleichtern.

B. M.